

Beltz Handbuch

Handbuch Sozialisationsforschung

Bearbeitet von
Klaus Hurrelmann, Ullrich Bauer, Matthias Grundmann, Sabine Walper

8., vollständig überarbeitete Auflage 2015. Buch. Rund 944 S. Gebunden

ISBN 978 3 407 83183 5

Format (B x L): 16,8 x 24,5 cm

[Weitere Fachgebiete > Psychologie > Sozialpsychologie](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

**beck-shop.de**
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



Leseprobe aus: Hurrelmann/Bauer/Grundmann/Walper, Handbuch Sozialisationsforschung, ISBN 978-3-407-83183-5

© 2015 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-83183-5>

Klaus Hurrelmann, Ullrich Bauer, Matthias Grundmann und Sabine Walper

Vorwort: Die Entwicklung der Sozialisationsforschung

Dieses Handbuch erschien im Jahr 1980, also vor genau 35 Jahren zum ersten Mal. Damals klang eine sehr hitzige und kontroverse Diskussion über die gesellschaftliche und ökonomische Beeinflussung der Persönlichkeit ab. Durch die »Studentenbewegung« der 1960er Jahre war die wissenschaftliche Auseinandersetzung darüber, wie soziale und ökonomische Bedingungen die Persönlichkeitsentwicklung beeinflussen, stark politisch geprägt. Die beiden Herausgeber Klaus Hurrelmann und Dieter Ulich verstanden das Handbuch als einen Beitrag zur Versachlichung und Verwissenschaftlichung des neuen interdisziplinären Forschungsgebietes »Sozialisation«, das damals im deutschen Sprachraum noch in den Kinderschuhen steckte.

Die zentrale These der beiden Herausgeber war, dass die kontroversen und disparaten Einzeltheorien mit unterschiedlicher disziplinärer Ausrichtung nur dann zu einem in sich geschlossenen Forschungsansatz zusammengefasst werden können, wenn sie in einen strukturierten erkenntnistheoretischen Rahmen gestellt werden. Dazu sei eine modellhafte Konzeption notwendig, die oberhalb der Einzeltheorien angesiedelt ist. Eine solche »metatheoretische« Orientierung, so der Vorschlag, könne die Kriterien für die Auswahl der Einzeltheorien und ihre Positionierung zueinander zur Verfügung stellen. Sozialisation verstanden sie entsprechend als »kategorialen Oberbegriff zur Ordnung und Integration einer Reihe empirischer Sachverhalte, zu deren Erklärung jedoch gegenstandsspezifische Theorien durchaus nicht überflüssig geworden sind« (Hurrelmann & Ulich, 1980, S. 8).

Um die Diskussion um Handlungs- und Gestaltungsspielräume der Person aufzugreifen und die interdisziplinären Perspektiven auf die Genese sozialer und personaler Strukturen abzubilden, plädierten die beiden Herausgeber dafür, in die metatheoretische Orientierung die Interaktion von Person und Umwelt einzubeziehen. »Die vorliegenden empirischen Studien haben hinreichend deutlich gemacht, daß Kinder und Heranwachsende Verhaltensweisen und Einstellungen keineswegs direkt aus der Umwelt übernehmen – etwa nach dem Muster der ›Prägung‹ –, sondern aufgrund einer aktiven Auseinandersetzung mit der Umwelt Regulations- und Selbstregulationssysteme ausbilden, die gegenüber ihren ›Vorbildern‹ neu und subjektspezifisch sind. Verhaltensweisen und Orientierungssysteme sind in diesem Sinne als spezifische Bewältigung von Realität (einschließlich aktiver Beeinflussung) zu verstehen, die sich weniger auf einseitig wirkende Umwelteinflüsse (›Trichtermodell‹), sondern eher auf spezifische Person-Umwelt-Interaktionen (›Transaktionsmodell‹) zurückführen

10 Vorwort: Die Entwicklung der Sozialisationsforschung

lassen« (Hurrelmann & Ulich, 1980, S. 8). Hurrelmann (1983) definierte wenig später das metatheoretische Modell anschaulich als »Sozialisation als produktive Realitätsverarbeitung«.

Gut zehn Jahre später, nachdem drei erfolgreiche Auflagen mit Aktualisierungen herausgekommen waren, erschien das Handbuch 1991 in einer völlig überarbeiteten Neuausgabe. Zu diesem Zeitpunkt konnten die beiden Herausgeber eine Konsolidierung des Forschungsfeldes feststellen, die sich vor allem aus der Weiterentwicklung der empirischen Methodik und sich allmählich etablierenden theoretischen Ansätzen erklärte (Hurrelmann & Ulich, 1991, S. 3). Die Kernkonzeption der aktiv-produktiven Auseinandersetzung eines Menschen mit seiner inneren Realität von Körper und Psyche und seiner äußeren Realität von sozialer und dinglicher Umwelt fand auch in anderen Theorieströmungen eine weite Verbreitung: in Studien im Rahmen der ökologischen Entwicklungspsychologie und der soziologischen Lebensverlaufs-forschung, die das Zusammenspiel von Person und Kontext in je spezifischen Prozessen der Verarbeitung von sozialen Erfahrungen beleuchteten; in der Risiko- und Resilienz-forschung, die den Bedingungen für eine produktive Bewältigung von Belastungs-lagen nachging; in der kulturvergleichenden Familienforschung, die eine kulturelle Rahmung der Gestaltung von Eltern-Kind-Interaktionen und -beziehungen sowie deren je spezifische Konsequenzen behandelte; und auch in Interventionsstudien, die bindungs- oder erziehungsrelevante Verhaltensweisen von Eltern modifizierten und deren Konsequenzen für die weitere Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung und die Selbstentwicklung der Kinder nachzeichneten.

Nach mehreren Aktualisierungen und einer Studienausgabe, der 5. und 6. Auflage, erfuhr das Handbuch im Jahr 2008 mit seiner 7. Auflage eine Neuausrichtung. Nach dem Ausscheiden von Dieter Ulich kamen Sabine Walper und Matthias Grundmann neu in das Herausbergremium. Auf Bitten des Verlags wurde das Werk in seinem Umfang gestrafft, um die wesentlichen Komponenten des Gebietes deutlich herauszu-stellen. Programmatisch akzentuierten die beiden neu hinzugekommenen Herausge-ber besonders das interaktive Verständnis von Sozialisation, bei dem sich durch das gemeinsame Handeln von individuellen Akteuren soziale Strukturen und Umwelten formieren, die dann als soziale Kontexte die Genese der Persönlichkeit durch subjek-tive Erfahrungsverarbeitung bestimmen und auf diese Weise Personen befähigen, sich aktiv an der Gestaltung der eigenen Persönlichkeit und der sie umgebenden Umwelt zu beteiligen. Noch nicht definitorisch orientiert, aber das Forschungsfeld charakterisie-rend hieß es im einleitenden Artikel: »Im Sinne dieses Ansatzes lässt sich Sozialisation als ein latenter Prozess des Zusammenlebens und -wirkens bestimmen, der sich in der Gestaltung und Organisation von Sozialbeziehungen, mithin in gemeinsam etablierten Regeln des sozialen Miteinanders ebenso manifestiert wie in Eigenschaften und Hand-lungsweisen von Personen, die sich einerseits aus dem Zusammenleben mit anderen ergeben und andererseits die Voraussetzung für die Teilhabe am Leben in spezifischen sozialen Umwelten sind« (Hurrelmann, Grundmann & Walper, 2008, S. 16).

Zu diesem Zeitpunkt, Mitte der 2000er Jahre, hatte sich die Sozialisationsforschung bereits zentrale Themen aus Psychologie, Soziologie und Pädagogik, aber auch Anth-

ropologie und Gesundheits-, Kommunikations-, Geschichts- und Rechtswissenschaften bis hin zur Theologie erschlossen und wurde in diesen angrenzenden Disziplinen stark rezipiert. Sozialisationsforschung hatte sich in Geschlechterforschung, Bildungsforschung, Familienforschung, Lebensphasenforschung, Migrationsforschung und zahlreiche weitere Forschungsfelder ausdifferenziert. Das beeinflusste nicht nur die Theoriebildung, die in einzelnen Bereichen deutlich vorangetrieben wurde, sondern ebenso die empirischen Forschungsansätze, die sich methodisch deutlich spezialisierten.

Wie in den vorangegangenen Ausgaben lag auch dem 2008 erschienenen Handbuch eine Definition von Sozialisation zugrunde, die sowohl den person- und subjektzentrierten als auch den interaktions- und gesellschaftszentrierten Dimensionen des Gegenstandes gerecht werden sollte. Im einführenden Beitrag wurde Sozialisation definiert als »ein Prozess, durch den in wechselseitiger Interdependenz zwischen der biopsychischen Grundstruktur individueller Akteure und ihrer sozialen und physischen Umwelt relativ dauerhafte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsdispositionen auf persönlicher ebenso wie auf kollektiver Ebene entstehen« (Hurrelmann, Grundmann & Walper, 2008, S. 25).

In den Herausgeberkreis der hier vorliegenden Neuausgabe des Handbuchs, der nunmehr 8. Auflage nach fast 20 000 verkauften Exemplaren, wurde Ullrich Bauer neu aufgenommen, der wie zuvor Klaus Hurrelmann einen der wenigen Lehrstühle für Sozialisationsforschung an einer deutschen Universität innehat. Das thematische, fachliche und disziplinäre Spektrum der Beiträge wurde gegenüber der vorigen Auflage deutlich erweitert. Programmatisch geht es unverändert darum, Persönlichkeitsgenese und Strukturgenese zu verbinden, also die Verwobenheit von Individuum und Gesellschaft zu entschlüsseln, ohne einem von beiden eine ursprüngliche Bedeutung beizumessen. In den Beiträgen des Handbuchs kommen alle Facetten von Sozialisation zum Tragen, die in den subjekt- oder gesellschaftstheoretischen Herleitungen oft gegeneinander in Stellung gebracht wurden. Nicht immer wird in den theoretischen Ansätzen das Konzept Sozialisation explizit zugrunde gelegt, aber es spielt zumindest als Hintergrund meist eine große Rolle. Hier zeigt sich die interdisziplinäre Tauglichkeit und Verwendbarkeit dieses Konzeptes, und gleichzeitig wird deutlich, dass seine eigentliche Stärke in der Verbindung von soziologischen und psychologischen, von gesellschafts- und personorientierten Fragestellungen liegt.

Viele theoretische Ansätze haben sich auch in einer kritischen Auseinandersetzung mit und manchmal sogar Absetzung von der Sozialisationstheorie gebildet. Sie werden alle in diese Neuauflage des Handbuchs aufgenommen. Besonders aufschlussreich sind die sozialisationstheoretisch relevanten Ansätze der neurobiologischen und entwicklungs-genetischen Forschung. In diesen Ansätzen gilt das Wechselspiel zwischen Person und Umwelt inzwischen als Basis-Paradigma. So stellt die Neuroforschung heraus, dass eine direkte genetische Determination von Verhaltens- und Persönlichkeitsmerkmalen nicht existiert. Offenbar bringt eine genetische Disposition nur unter bestimmten Umweltbedingungen ein Persönlichkeitsmerkmal hervor, und umgekehrt befördern spezifische Umweltbedingungen ein Persönlichkeitsmerkmal

12 Vorwort: Die Entwicklung der Sozialisationsforschung

nur beim Vorliegen bestimmter genetischer Varianten. Die neurobiologische Forschung bestätigt damit die Kernannahme der Sozialisationsforschung. Damit wurde diese Forschungslinie, die noch vor zehn Jahren als frontale Opposition zur Sozialisationsforschung gehandelt wurde, zu deren engster Verbündeten. So paradox es klingt, gerade vonseiten dieser naturwissenschaftlich ausgerichteten Forschung wird die formative Bedeutung der sozialen Umwelt wieder entdeckt und als ein unverzichtbarer Bestandteil für die Erklärung jeder Persönlichkeitsentwicklung bewertet.

Die sozialwissenschaftliche und sozioökonomische Forschung weist darauf hin, wie unverändert wichtig der Prozess der gesellschaftlichen Restrukturierung von Ungleichheit über Sozialisationsprozesse ist. Bildung als zentraler Indikator für die Vergabe von Lebenschancen tendiert immer mehr dazu, ein selektives Gut zu werden, das nicht nur in der frühen Kindheit, sondern bis ins frühe Erwachsenenalter durch ungleiche familiäre Anregungsbedingungen und elterliche Unterstützung angebahnt, über differenzielle Zugänge zu Bildungsgelegenheiten vermittelt und im Wechselspiel mit Bildungsinstitutionen begleitet wird (Walper & Wild, 2014). Diese Selektivität von Bildung breitet sich den vorliegenden Studien zufolge über alle Phasen des Lebenslaufs aus. Entsprechende Ressourcenungleichheiten gehören offenbar zur Grundausrüstung in einem Sozialisationsgeschehen, das immer weniger alternative Pfade zulässt. Die anhaltende Schließung des sozialen Raums verhindert soziale Mobilität; die Beziehung zwischen dem Herkunftsstatus und den Karrierewegen wird enger. Erklärt wird dies durch eine früh im Sozialisationsprozess einsetzende Kopplung von Verteilungsungleichheiten, Lebensstildifferenzen und Ressourcenakkumulationen (Bauer & Grundmann, 2007).

In der empirischen Umsetzung ergibt sich eine komplexe Perspektive auf ungleiche Lebens- und Sozialisationsbedingungen, die zwar in gewisser Weise soziokulturell vorgegeben sind, gleichwohl aber von den Akteuren gestaltet werden. Gerade mit Bezug auf die Ungleichheitsthematik zeigt sich dabei ein Revival alter Forschungsfragestellungen. Von der schichtspezifischen Sozialisationsforschung, die zunächst von einer starken Strukturierung individueller Lebensverläufe durch grobe Indikatoren der schichtspezifischen Lebenslage ausging, führte der Weg in eine sehr viel vorsichtigeren Thematisierung des Zusammenhangs von Sozialisation unter Ungleichheitsbedingungen. Mittlerweile wissen wir auch mehr von den Eigenlogiken milieuspezifischer Sozialisation, die sich in individuellen Prozessen der Lebensführung ausdrücken und unterschiedliche Erfahrungsräume eröffnen oder verschließen. Hier wird deutlich, dass sich Sozialisationsprozesse mit Prozessen sozialer Selektion verweben. Menschliche Sozietäten – mithin auch die ihnen zugrunde liegenden Prozesse der Sozialisation – basieren darauf, dass der Mensch ein »Beziehungstier« ist, das sich seiner selbst vor allem durch den Erfahrungsaustausch und das Aushandeln gemeinsamer Handlungsorientierungen vergewissert. Diese nämlich ermöglichen es erst, gemeinsame Lebensräume zu besiedeln und kulturelle Praktiken zu etablieren, deren kollektiver Mehrwert über den individuellen Nutzen hinauswächst.

Die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung fächert den Kranz der ungleichheitsrelevanten Sozialisationsbedingungen von Alter über Geschlecht, Bildung, Be-

rufsprestige, Einkommen bis hin zur Wohnlage ständig weiter auf. In den vergangenen Jahren hat sich diese Diskussion noch einmal weiterentwickeln können. Das sehen wir in einer international enorm belebten Diskussion, die auch die Vielfalt der Forschungszugänge erhöht hat. Interessanterweise tritt neben den Bildungsbereich, der in der ungleichheitsorientierten Sozialisationsforschung immer eine Hauptrolle gespielt hat, nun auch der Gesundheitsbereich. Hiermit werden mehr und mehr Fragestellungen der gesunden Entwicklung und der ungleichen gesundheitlichen Lebenschancen verfolgt. Angesichts der vielfältigen Forschungsbefunde wird zugleich deutlich, dass sich Sozialisationsprozesse nicht einfach normativen Zuschreibungen, wie etwa einer »gelingenden Sozialisation«, unterordnen lassen. Zu vielfältig und zu differenziert sind die Lebensbedingungen und Einflussgrößen, die Sozialisationsprozesse bestimmen.

Wie in den vorherigen Auflagen dieses Handbuch-Klassikers geht es uns Herausgebern auch in dieser Auflage darum, die diversen theoretischen und methodischen Ansätze zusammenzuführen, die eng am Sozialisationsthema orientiert sind und Einsichten in das komplexe Gesamtgeschehen von Sozialisationsprozessen vermitteln. In diesem Sinne trägt das Handbuch zu einer empirisch aufgeklärten und theoretisch fundierten Sozialisationsforschung bei, die sich standardisierter, quantitativer ebenso wie qualitativer und ethnografischer Zugänge bedient.

Literatur

- Bauer, U., & Grundmann, M. (2007). Sozialisation und Selektion – die Wiederentdeckung sozialer Ungleichheit in der Sozialisationsforschung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 27, 115-127.
- Grundmann, M. (2006). *Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie*. Konstanz: UVK-UTB.
- Hurrelmann, K. (1983). Das Modell des produktiv realitätverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)*, 3(1), 91-103.
- Hurrelmann, K., & Ulich, D. (Hrsg.). (1980). *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K., & Ulich, D. (Hrsg.). (1991). *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung* (4. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Hurrelmann, K., Grundmann, M., & Walper, S. (Hrsg.). (2008). *Handbuch der Sozialisationsforschung* (7. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Walper, S., & Wild, E. (2014). Lernumwelten in der Familie. In T. Seidel & A. Krapp (Hrsg.), *Pädagogische Psychologie* (S. 359-386). Weinheim: Beltz.

Teil 1

Interdisziplinäre Grundlagen

Hermann Veith

Zur Geschichte sozialisationstheoretischer Fragestellungen

Schon in der ersten Ausgabe des Handbuchs Sozialisationsforschung (Hurrelmann & Ulich, 1980) legten die Herausgeber großen Wert auf die Darstellung der historischen Entwicklung des sozialisationstheoretischen Denkens. Dieter Geulen (1980) löste diese damals nicht ganz leichte Aufgabe, indem er im großen Rückgriff auf die Geschichte des abendländischen Denkens sowohl die philosophischen Quellen der modernen Sozialisationstheorie als auch die damals aktuellen »Paradigmen« vorstellte. Gezeigt werden sollte, dass die Sozialisationsforschung elementare anthropologische Fragestellungen aufgreift, die sich aufgrund ihrer Komplexität einer fachlichen Zuteilung widersetzen und deshalb nur im interdisziplinären Zugriff zu bearbeiten sind.

In der überarbeiteten Neuauflage des Handbuchs (Hurrelmann & Ulich, 1991) rückte er dann vor allem diejenigen »Ansätze« in den Blick, die in der sozialisationstheoretischen Diskussion seit den 1950er Jahren verstärkt rezipiert wurden (Geulen, 1991). Überzeugt davon, dass die Sozialisationsforschung mit ihren vielschichtigen gesellschafts-, handlungs- und entwicklungstheoretischen Annahmen auf eine breite grundagentheoretische Fundierung angewiesen ist, ging es ihm darum, die verschiedenen Theorie- und Forschungstraditionen stärker aufeinander zu beziehen, ohne die dabei sichtbar werdenden Differenzen einzuebnen.

Auf unterschiedlichen Konzepten, mit teilweise sich widersprechenden Basissätzen aufbauend, blieb die Diskussion über Sozialisation auch in der Folgezeit vielgestaltig. Von einer systematischen Theorieentwicklung im Sinne eines fortschreitenden Lernprozesses, in dem die vorhandenen Konzepte überprüft, gegebenenfalls revidiert und weiterentwickelt werden, konnte nicht die Rede sein. Stattdessen sprachen die Herausgeber des Themenbandes zur »Selbstsozialisation« in der *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* sogar davon, dass man in der Sozialisationsforschung inzwischen »am Scheideweg« (Geulen & Zinnecker, 2002, S. 115) stehen würde. »Einer blühenden Landschaft« im Bereich der empirischen Forschung, so der Befund, entspreche »zur Zeit keine angemessene theoretisch-konzeptionelle Debatte um Sozialisation« (ebd.).

Tatsächlich folgte und folgt die Theorieentwicklung im Bereich der Sozialisationsforschung nur bedingt der Logik des besseren Arguments. Revisionen der vorhandenen Konzepte und Wissensbestände sind eher selten. Statt sie der »Gefahr der Falsifikation« (Joas & Knöbl, 2011, S. 22) auszusetzen, werden sie vor allem in Lehr- und Fachbüchern referiert (Hurrelmann, 2012, Abels & König, 2011, Niederbacher

& Zimmermann, 2011, Tillmann, 2010) oder im Forschungsprozess herangezogen, um Untersuchungsdesigns zu plausibilisieren. Vor diesem Hintergrund erscheint es weiterhin sinnvoll, sich mit der vorhandenen Theorienvielfalt aus einer historischen Perspektive zu beschäftigen. Während in der siebten Neuauflage des Handbuchs Sozialisationsforschung dabei vor allem der Zusammenhang von Zeiterfahrung und Theoriebildung in den Blick gerückt wurde (Veith, 2008), geht es im Folgenden darum, einzelne Fragestellungen herauszuarbeiten, die das sozialisationstheoretische Denken in der Vergangenheit inspiriert haben.

1. Sozialisation als epochale Erfahrungstatsache

Der Begriff »Sozialisation« leitet sich aus dem englischen Verb »to socialize« ab. Dieses wurde erstmals im Jahr 1828 in der Bedeutung von »to render social, to make fit for living in society« (Clausen, 1968, S. 21) im Oxford Dictionary verzeichnet. Ganz offenbar brachte es eine Erfahrung zur Sprache, die die Zeitgenossen im Sog der Industrialisierung zunehmend beschäftigte. Die Veränderungen nämlich, die sie erlebten, entzogen ihren alltagsweltlichen Praktiken und Routinen die gesellschaftliche Basis. Fähigkeiten und Kenntnisse, die sich über Generationen hinweg in den hauswirtschaftlich geprägten Lebens- und Arbeitsformen bewährt hatten, erwiesen sich mit dem Aufkommen neuer, auf Massenfertigung angelegter betrieblicher und technischer Produktionsweisen immer häufiger als unzulänglich. Die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben unter kapitalistischen Marktbedingungen erforderte von den einzelnen zunehmend mehr Selbstinitiative und Eigenverantwortung – und für die entsprechenden Anpassungsleistungen bürgerte sich das Wort »to socialize« ein.

Auch wenn die Formulierung »to make fit for living in society« es offenlässt, ob die sozialisatorischen Aktivitäten von der Gesellschaft oder von den einzelnen Personen ausgehen, war den Zeitgenossen bewusst, dass die damit verbundenen Lernprozesse riskant sind. Denn die Bevölkerungsmehrheit war ohne hinreichende materielle und soziale Ressourcenausstattung mit der Freiheit zur biografischen Lebensgestaltung überfordert. Friedrich Engels (1820-1895) hat die Begleiterscheinungen der Liberalisierung in eindringlicher Weise geschildert. Die »Lage der arbeitenden Klasse in England« (Engels, 1845) sei dramatisch, weil die Individuen mit den durch Lohnarbeit erzielten Einkünften nicht auskommen würden. Ohne Eigentum und verlässliche soziale Gemeinschaftsbindungen seien sie zum bloßen Überlebenskampf gezwungen. Abgedrängt in randständige Existenznischen hätte man ihnen die Würde genommen, die ihnen die bürgerliche Gesellschaft als freie Subjekte eigentlich garantieren sollte.

All das hatte nur sehr wenig mit der Befähigung zu einer selbstbestimmten und eigenverantwortlichen Lebensführung zu tun, die auch in der liberalen Theorie als Grundlage sowohl der gesellschaftlichen Reproduktion als auch der sozialen Integration begriffen wurde. Die Wucht, mit der die funktionalen Imperative der industriekapitalistischen Gesellschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts zur daseinsbestimmenden Macht geworden waren, fand ihren Ausdruck in großen sozialen Gegensätzen

18 Interdisziplinäre Grundlagen

und Spannungen. Karl Marx (1818-1883) sprach vom »Klassenkampf«, der englische Soziologe Herbert Spencer (1820-1903) in Anlehnung an Charles Darwins (1809-1882) Gesetz der »natürlichen Selektion« vom soziologischen Prinzip des »Survival of the fittest«. In der Konkurrenz mit anderen hätten diejenigen die größten Chancen sich zu behaupten, die sich am besten auf die Umwelтанforderungen einstellen können. Marx widersprach dieser Auffassung, indem er die Rücksichtslosigkeit des Tauschhandels durch das Fehlen von vernünftigen Mechanismen des Interessenausgleichs und der ökonomischen Steuerung erklärte. Da die Widersprüche des kapitalistischen Systems in der Praxis des sozialen Handelns allgegenwärtig waren, würden sie zwangsläufig zu Störungen und Krisen führen, aber auch Lernprozesse anregen. Marx dachte dabei nicht nur an technologische Fortschritte oder das Krisenmanagement der Funktionäre, sondern in erster Linie an die Widerstandskräfte der Unterdrückten. »Fit« waren in dieser Lesart deshalb nicht diejenigen, die sich erfolgreich der Funktionslogik der bürgerlichen Tauschgesellschaft angepasst hatten, sondern diejenigen, die in der Lage waren, die Gesetze und Regeln, die das fatale gesellschaftliche Triebwerk am Laufen hielten, zu durchschauen und zu bekämpfen.

Die Herrschaft des Kapitals und die Allgegenwärtigkeit der Zwänge des Marktes gaben der Gesellschaft am Ende des 19. Jahrhunderts das Gepräge einer objektiven »Realität sui generis«, wie Émile Durkheim (1858-1917) den Sachverhalt bezeichnete. Dieser Eindruck wurde in den urbanen Industriezentren dadurch verstärkt, dass der Einfluss der lokalen Lebensgemeinschaften mitsamt der Autorität ihrer kirchlichen und weltlichen Repräsentanten schrumpfte. Das moderne Individuum war nicht nur auf dem Arbeitsmarkt, sondern auch in seiner unmittelbaren sozialen Lebenswelt viel stärker auf sich selbst gestellt. Sitten und Traditionen wurden durch Verträge und Rechte ersetzt. Was von einer Person erwartet wurde, war Gegenstand der Kommunikation geworden. Für die Einzelnen bedeutete dies, dass sie lernen mussten, mit den verschiedenartigen sozialen Normen, die an sie herangetragen wurden, so umzugehen, dass die herzustellenden Verknüpfungen für sie selbst stimmig und für andere glaubhaft erschienen. Damit waren die Probleme, die das moderne sozialisationstheoretische Denken am Ende des 19. Jahrhunderts inspirierten, selbst Teil einer gesellschaftlichen Lebenspraxis, in der die Menschen gezwungen waren, in einem komplexen Netzwerk von systemischen Abhängigkeiten und lebensweltlichen Erwartungen, als autonome Subjekte zu handeln.

2. Soziale Integration durch Normen

Im Rückblick auf die Geschichte des modernen sozialisationstheoretischen Denkens fällt auf, dass das Wort »Sozialisation« im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nahezu zeitgleich in Frankreich, Deutschland und den USA als wissenschaftlicher Begriff in Gebrauch kommt – also in Gesellschaften, die die Schwelle zum Industriekapitalismus bereits überschritten hatten. In Frankreich präziserte der Soziologe und Erziehungswissenschaftler Émile Durkheim (1858-1917) den für die »socialisation«